

Michelle Hilger

Wie Eltern sehen lernen

Von der Arbeit mit Eltern, deren Kind blind oder mit
einem beeinträchtigten Sehvermögen geboren wurde

IHP Manuskript 2209 G * ISSN 0721 7870



Michelle Hilger

Wie Eltern sehen lernen

Von der Arbeit mit Eltern, deren Kind blind oder mit einem beeinträchtigten Sehvermögen geboren wurde

Gliederung:

1. Einleitung
2. Wie will es sein, damit es gut kommt?
3. Was bedeutet es, wenn der Sehsinn fehlt?
 - 3.1 Begegnung mit der Welt
 - 3.2 Begegnung mit dem anderen
 - 3.3 Begegnung mit sich selbst
4. Wie können Eltern sehen lernen?
 - 4.1 Mein Anliegen in der Arbeit mit Eltern
 - 4.2 Ein Beispiel aus der Praxis: Lea
5. Fazit und Ausblick
6. Literaturverzeichnis

1. Einleitung

Als Kind hatte ich immer das Gefühl, alles ist gut, meine Eltern sind großartig, so wie es ist, wird es wohl richtig sein. Ich kannte ja nur diese eine Wahrheit. Im Erwachsenenalter musste ich jedoch feststellen, dass ich mit den Herausforderungen des Lebens nicht gut zurechtkam, vieles überforderte mich, oder ich wusste einfach nicht, wie es geht. Vor allem die Begegnungen mit anderen Menschen überforderten mich zusehends. Nach und nach reagierte auch mein Körper, und Krankheiten übernahmen die Führung in meinem Leben. Ich zog mich immer mehr zurück und hatte das Gefühl, nicht mehr am Leben teilnehmen zu können. Das Leben leitete mich jedoch in die richtigen Hände, die mir halfen zum Leben zurückzufinden. Ich machte Therapie und erlebte zum ersten Mal, dass jemand mich wirklich sah. Dieses Gefühl „gesehen zu werden“ mit allem was da war, hatte ich bis dahin noch nicht erlebt. Ich verstand immer mehr, dass meine Kindheit nicht so rosig war, wie ich es lange Zeit glaubte. Meine Eltern haben zu dem Zeitpunkt so gehandelt, wie es für sie möglich war. Für mich als Kind hat das nicht gereicht. Ich hätte mehr gebraucht, und auch meine Eltern hätten Unterstützung gebraucht.

In jahrelanger, mühseliger Arbeit musste ich mir im Erwachsenenalter etwas aneignen, was eigentlich auf natürliche Art und Weise in der Kindheit hätte passieren können.

Die Auseinandersetzung mit mir selbst hat mich dazu angeregt, die Ausbildung zur Begegnungstherapeutin bei Hannah Schell zu absolvieren. An erster Stelle habe ich es für mich getan, um zu „heilen“, und dann habe ich verstanden, wie unabdingbar es ist, dieses Wissen weiterzugeben.

In meiner beruflichen Tätigkeit habe ich täglich mit Kindern und Eltern zu tun, die sich in besonderen Situationen befinden. Ich arbeite als Heilpädagogin in einem Kompetenzzentrum für blinde und sehbeeinträchtigte Menschen, und ich begleite Kinder sowohl in Schulen als auch zu Hause in ihren Familien. Die Beratung der Eltern der Kinder spielt dabei eine wesentliche Rolle, denn die Eltern können mehr bei ihren Kindern bewirken als ich als Counselor, die nur ab und zu vorbeischaue. Und genau hier habe ich das Gefühl, dass ich mein Erfahrungswissen weitergeben kann.

Vor meiner Ausbildung als Begegnungstherapeutin habe ich auch mit Eltern gearbeitet. Zu dem Zeitpunkt war ich jedoch noch nicht fähig, mich wirklich auf mein Gegenüber einzulassen. Durch meine eigene Geschichte war ich sehr in mir gefangen und hatte große Mühe, eine Bindung zu anderen Menschen aufzubauen. Ich konnte mich selbst nicht richtig spüren, wie sollte ich auf diese Weise andere in mein Gespür bekommen? Die Arbeit mit den Eltern beschränkte sich auf angewandte Theorien und die Vermittlung von pädagogischen Inhalten.

Durch die durchlaufenen Prozesse während der Ausbildung zur Begegnungstherapeutin konnte ich jedoch ein ganz neues Gespür für mich selbst entwickeln. Ich habe zu mir gefunden und bin in meinem Körper und in meiner Seele angekommen.

Dies ermöglicht es mir auch andere ganz anders wahrzunehmen und mich auf sie einzulassen. Das Wissen, das ich jetzt vermitteln kann, ist nicht mehr nur bloße Theorie, sondern vielmehr Wissen, das ich selbst erfahren und fühlen durfte. Es handelt sich jetzt um erfahrenes Wissen, Wissen das ich verkörpert habe. Diese Erfahrungen beeinflussen meine tägliche Arbeit mit den Eltern und den Kindern stark. In dieser Arbeit möchte ich erläutern, wie ich Eltern von Kindern mit einem beeinträchtigten Sehvermögen auf ihrem Weg begleite und sie dabei unterstütze, ihr Kind mit allen Sinnen „sehen“ zu lernen.

2. Wie will es sein, damit es gut kommt?

Was braucht ein Kind von seinen Eltern, damit es gut auf das Leben vorbereitet ist? Und wie können wir Erwachsenen die Kinder begleiten, damit sie ihr ganz eigenes Potential entwickeln können? In Anlehnung an die 12 Sinne nach *Rudolf Steiner*, werde ich einige Aspekte beleuchten, die mir in meiner Arbeit besonders wichtig erscheinen. (*Soesman 2011*)

Wenn ein Kind geboren wird, braucht es erstmal viel Halt und Stabilität von außen. Zu diesem Zeitpunkt ist es noch sehr labil, und weiß noch nicht, wo es anfängt und wo es aufhört. Es ist auf seine Bezugspersonen angewiesen, auf Menschen, die präsent und achtsam mit ihm in Begegnung gehen.

Durch diese achtsamen Begegnungen und Berührungen, lernt das Kind schrittweise seine eigenen Grenzen kennen. Dadurch, dass es berührt wird, kann es seine Grenze, sein „ich“ spüren lernen. Es wird sich seiner selbst bewusst (*Tastsinn*). Durch den Halt von außen, kann das Kind auch seine Stabilität entwickeln und somit mehr und mehr in sein eigenes Gleichgewicht finden (*Gleichgewichtssinn*). Nach und nach kommt es mehr in Bewegung, in seine eigenen Bewegungen. Dadurch, dass der Erwachsene wachsam präsent ist, und die Bewegungen des Kindes wahrnimmt, sie unterstützt, begleitet und spiegelt, lernt das Kind

seine eigenen Bewegungen zu fühlen und sein Eigenes zu entwickeln. Es lernt sich mit seinem Körper auszudrücken (*Eigenbewegungssinn*).

Ein Kind möchte auch mit seinen Gefühlen und Emotionen wahrgenommen werden. Ganz gleich, ob es sich freut, traurig oder wütend ist, es möchte seine Gefühle in all ihrer Kraft ausdrücken können. Es braucht Erwachsene, die fähig sind, all diesen Gefühlen und Emotionen Raum zu geben, sie mitfühlend wahrzunehmen, sie ernst zu nehmen und zu begleiten. Auf diese Weise lernt das Kind seine eigenen Lebensprozesse wahrzunehmen und zu spüren, was in ihm vorgeht (*Lebenssinn*). Stück für Stück verbindet das Kind sich mit der Außenwelt. Es lernt seine Sinne zu benutzen um die Welt um sich herum zu fühlen und sich mit ihr auseinanderzusetzen. Immer wieder strömen Dinge auf es ein, die es nur schwer zuordnen oder bewältigen kann. Es braucht Unterstützung, damit es lernt „Gutes“ von „Bösem“ zu unterscheiden und so seine eigenen Werte zu entwickeln (*Geruchssinn*).

Ein Kind möchte seiner Welt begegnen und Erfahrungen mit ihr sammeln. Es möchte ausprobieren, forschen, sich Wissen aneignen und fühlen lernen, was ihm gut tut und was nicht. Wir Erwachsenen sollten es dabei begleiten, ihm Möglichkeiten anbieten, ihm einen sicheren Rahmen geben, indem es eigenbestimmt ausprobieren, entscheiden und handeln kann. Gleichzeitig müssen wir es vor Gefahren schützen. So lernt es herauszufinden was ihm guttut, was gesund für es ist, aber auch was ihm nicht guttut, was ungesund für es ist.

Es lernt sich das zu holen was ihm schmeckt, und das bleiben zulassen, was ihm nicht schmeckt (*Geschmacksinn*). Auch die Augen ermöglichen dem Kind einen Zugang zu der Welt. Mit dem Sehsinn entdeckt es das Licht, die Farben, die Schönheit der Natur sowie die Blicke anderer Augen.

Das Kind möchte gesehen werden. Dadurch dass es gesehen wird entsteht es. Es braucht den anderen um sich selbst zu erkennen. Es braucht einen Erwachsenen der es mit einem liebevollen, wertfreien Blick anschaut und auch wirklich wahrnimmt. Dadurch entsteht Selbstsicherheit und Vertrauen. Wenn das Kind dem Erwachsenen vertraut, lässt es sich auch gerne von ihm für Neues erwärmen.

Wenn wir dann den Kindern mit Begeisterung die Welt zeigen, entflammen wir in ihnen Lebenslust und Freude, die sie zu eigener Aktivität anregen und die sie motivieren zu lernen (*Wärmesinn*). Ein weiterer Zugang zur Welt ermöglicht uns unser Gehörsinn. Von Anfang an strömen Geräusche, Töne, Stimmen auf das Kind ein. Es hört nicht nur mit den Ohren, sondern mit dem ganzen Körper. Jedes Geräusch, jeder Ton, jedes gesprochene Wort hat eine Wirkung auf das Kind, und dies sowohl positiv als auch negativ. Gehörtes kann Gefühle der Freude, der Liebe oder der Verbundenheit auslösen, aber genauso kann es schmerzhaft Gefühle erzeugen, wie zum Beispiel Angst, Trauer oder Wut. Das Gehör ermöglicht dem Kind in Kontakt mit anderen Menschen zu gehen. Es lernt zuzuhören und möchte auf der anderen Seite auch gehört werden.

Es lernt sich mit Wörtern auszudrücken, und somit sein Innerstes preiszugeben. Es braucht Erwachsene die anwesend sind und hören, wenn es etwas zu sagen hat. Dadurch wird es dazu ermuntert sich weiter zu öffnen, sich zu verbinden, seinen Standpunkt und seine Gedanken zu äußern (*Wortsinn*).

Indem es über seine Gedanken sprechen kann, lernt es das Wahre von den Erscheinungen zu unterscheiden, die Wahrheit von der bloßen Meinung (*Gedankensinn*). Mehr und mehr entwickelt das Kind ein Gefühl für sich selbst. Es lernt sein eigenes „Ich“ vom „Ich“ des anderen zu unterscheiden. Jeder Mensch ist ein Individuum. Wir können die Kinder bei diesem Lernprozess unterstützen, indem wir ihnen das Gefühl vermitteln, dass sie mit allem, was sie ausmacht, willkommen sind. Wenn ein Kind tief im Inneren das Gefühl des Angenommenseins spürt, entwickelt es Selbstvertrauen und lernt somit auf seine innere Stimme und seine ganz eigene Wahrheit zu vertrauen.

Kinder, die das Glück haben auf diese achtsame Art und Weise in ihr Leben begleitet zu werden, entwickeln eine gute Basis, um sich später besser zurechtzufinden. Sie verankern ein tiefes Vertrauen in sich selbst und in das Leben, und sind somit gut gerüstet um auch schwierigen Situationen zu begegnen.

3. Was bedeutet es, wenn der Sehsinn fehlt?

Der Sehsinn ist ein wichtiges Instrument, um Zugang zu unserer Welt zu bekommen. Über die Augen können wir die Schönheit der Natur, das Licht, die Farben, die Gegenstände, aber vor allem auch die anderen Menschen sehen. Wir können in die Augen unseres Gegenübers blicken und uns tief mit ihm verbinden. Blicke helfen uns, uns zu verständigen, selbst ohne Worte. Mit Blicken nehmen wir soziale Situationen blitzschnell wahr und können dementsprechend reagieren. Wir nehmen aber auch wahr, wenn jemand uns ansieht, und uns meint. Liebevollen Augen können sehr heilsam sein.

Doch was passiert, wenn ein Kind blind oder mit einem beeinträchtigten Sehvermögen geboren wird? Was bedeutet es für seine Entwicklung, wenn der Sehsinn fehlt? Wie kommt es in Begegnung mit seiner Umwelt, mit den anderen Menschen und mit sich selbst?

3.1 Begegnung mit der Welt

Ein Kind das nicht oder nicht gut sieht, hat keinen Anreiz sich auf etwas zuzubewegen. Es bleibt bei sich, bei seinem Körper und dem was es in unmittelbarer Nähe vorfindet. Es fehlt die Motivation sich in den Raum zu begeben und die Welt zu erkunden. Sein Eigenbewegungssinn wird demnach eingeschränkt. Auch die Imitation von Bewegungen anderer Menschen fällt weg. Dementsprechend entwickeln sich seine Bewegungen. Sie bleiben oft sehr klein und repetitiv. Das Kind ist darauf angewiesen, dass die Welt zu ihm kommt, dass sehende Menschen ihm die Welt offenbaren. Nur so kann es nach und nach seine Umwelt ertasten, die verschiedenen Texturen, Formen, Eigenschaften der Gegenstände kennenlernen.

Es braucht viel länger als ein sehendes Kind, bevor es sich traut selbst in die Welt zu gehen, um diese zu erforschen. Eine gute Unterstützung sind dabei die anderen Sinne. Diese verfeinern sich mit der Zeit und helfen dem Kind sich zurecht zu finden. Der Gehörsinn spielt dabei eine wesentliche Rolle. Er ermöglicht dem Kind, sich aufgrund bekannter Geräusche oder Stimmen zu orientieren. Dies gibt ihm Sicherheit, oder auch Unsicherheit, wenn die Stimmen oder Geräusche plötzlich weg sind. Das Gehör gibt ihm auch Zugang zur Musik. Musik hat eine ganz besondere Bedeutung

für Menschen, die die Schönheit der Welt nicht mit ihren Augen sehen können. Das, was sehende Menschen im Anblick der Natur finden, finden blinde Menschen oftmals in der Musik.

„Die Musik ist für einen Blinden eine Nahrung, wie es für die, die sehen, die Schönheit ist. Er braucht sie, er muss sie regelmäßig erhalten wie eine Mahlzeit. Andernfalls entsteht in ihm ein quälendes Gefühl der Leere“ (Lusseyran 2021, S.106)

Der Geruch der vertrauten Personen oder der vertrauten Umgebung, hat eine genau so große Wichtigkeit. Er gibt Anhaltspunkte und Sicherheit. Auch der Geschmackssinn ist sehr ausgeprägt. Dies hat häufig zur Folge, dass das blinde Kind sehr wählerisch ist betreffend Nahrungsmittel, die es zu sich nehmen möchte. Es nimmt die Konsistenz und den Geschmack viel intensiver wahr, da die äußere Erscheinung der Nahrungsmittel es nicht davon ablenken kann.

Ein Kind mit beeinträchtigtem Sehen nimmt seine Außenwelt anders als Sehende wahr. Es „sieht“ anders und gestaltet sich seine Welt nach seinen ganz eigenen Erfahrungen. Für ein blindes oder sehbeeinträchtigtes Kind ist es wichtig, so viele Erfahrungen wie nur möglich mit seinem eigenen Körper im Raum machen zu dürfen. Wir Sehende können es dabei unterstützen, indem wir versuchen, es für die Entdeckung der Welt zu ermutigen und es tun zu lassen. Das selbstständige Explorieren sowie das selbstständige Finden von Problemlösestrategien sind ausschlaggebend für das Lernen eines blinden Kindes.

Jacques Lusseyran beschreibt diesen Aspekt folgendermaßen:

„Mit acht Jahren begünstigte alles meine Rückkehr in die Welt. Man ließ mich herumtollen. Man antwortete auf alle Fragen, die ich stellte. Man interessierte sich für alle meine Entdeckungen, selbst für die sonderbarsten. Wie sollte ich zum Beispiel erklären, wie die Gegenstände sich mir näherten, wenn ich auf sie zuging? Atmete ich sie ein, hörte ich sie? Vielleicht. Was es auch war – es nachzuweisen war oft schwer.“ (Lusseyran 2021, S.38)

3.2 Begegnung mit dem anderen

Für das blinde Baby sind die körperliche Nähe und die Stimme der Eltern von größter Bedeutung. Durch das Zusammenspiel von Berührung, Tönen und Geruch entsteht eine erste Beziehung zu den engsten Bezugspersonen. Durch den fehlenden Blickkontakt sind Eltern in der Anfangsphase oftmals verunsichert. Sie fühlen sich von ihrem Kind nicht „gesehen“, die Rückmeldung über die Augen fällt weg. Sie brauchen Zeit um sicher zu gehen, dass sie den anderen Sinneskanälen vertrauen können, und um zu fühlen, dass sie auch ohne Blickkontakt eine enge Beziehung über den Körper und das Herz zu ihrem Kind aufbauen können. Für das Kind sind Freundlichkeit, Wärme und Verlässlichkeit die wichtigsten Faktoren in der Bindung zu seinen Eltern. Dazu braucht es die Augen nicht.

„Ich vernahm die Stimme meiner Eltern an meinem Ohr oder in meinem Herzen – wo ist ohne Bedeutung -, doch sehr nah. (...) Die menschliche Stimme erzwingt sich ihren Weg in unser Inneres; eben hier vernehmen wir sie.“ (Lusseyran 2021, S.85)

Ohne Blickkontakt sind die Wege der Kommunikation jedoch manchmal etwas holpriger. Blinde Kinder brauchen länger, um zu lernen, wie sie sich an einem wechselseitigen Dialog beteiligen können. Eltern sehender Kinder orientieren sich an der Blickrichtung des Kindes um einen Dialog über ein gemeinsames Thema herzustellen. Fehlendes Sehvermögen erschwert diesen Prozess, und die Eltern müssen lernen, die Signale und Ausdrucksformen ihres Kindes richtig zu interpretieren und sich auf sie einzustellen.

Dies erfordert viel Achtsamkeit und Präsenz der Eltern. Oft sind es kleine Körpersignale, mit denen das Kind zu kommunizieren versucht. Wenn das Kind zum Beispiel ruhig ist, Mimik und Körper unbewegt, dann wartet es vielleicht ab, was als nächstes geschieht. Wenn es seinen Kopf von einer Geräuschquelle abwendet, den Kopf senkt oder aufgeregt atmet, dann ist das vielleicht ein Zeichen für sein Bemühen, aufmerksam zu lauschen. Wenn es zusammenzuckt und zu weinen beginnt, dann war es vielleicht durch eine Berührung irritiert, die es nicht erwartet hat. Das Gelingen dialogischen Spiels hängt sehr stark von den Fähigkeiten der Eltern ab, die Aufmerksamkeitsrichtung ihres Kindes wahrzunehmen. (Sarimski; Lang 2020, S.93 ff)

Auch soziale Situationen sind oftmals schwer einzuschätzen für einen blinden oder sehbeeinträchtigten Menschen. In zwischenmenschlichen Begegnungen spielt die nonverbale Kommunikation eine außerordentlich große Rolle. Wir nehmen viele Informationen unseres Gegenübers über die Gestik und die Mimik auf. Dies ist ausschlaggebend um soziale Situationen zu verstehen. Ein blinder Mensch „übersieht“ vieles im zwischenmenschlichen Kontakt, und reagiert demnach manchmal unverständlich für uns Sehende.

Auch wenn diese Schwierigkeiten im Kontakt bestehen, sind blinde Menschen immer auf andere angewiesen. Sie brauchen jemanden, um ihnen die Welt zugänglich zu machen, um ihnen den Weg zu zeigen und sie vor Gefahren zu schützen. Dies kann die Privatsphäre eines Menschen sehr beeinträchtigen. Umso ausschlaggebender ist es, wie wir mit einem blinden Menschen in Begegnung gehen. Es braucht auf beiden Seiten viel Vertrauen. Doch dieser gezwungene Kontakt bietet zwei Menschen immer auch die Chance einander nah zu kommen.

„Es liegt in der Natur der Dinge, dass ein Blinder niemals etwas allein zu Ende führen kann. Es kommt für ihn, beim Spiel oder bei der Arbeit, immer ein Moment, wo er der Hand, der Schulter, der Augen oder der Stimme eines anderen bedarf. Das ist nun einmal so. Ist es für ihn ein Glück, ein Unglück? (...) Ich habe stets gern einen anderen Menschen in meiner Nähe gehabt. Natürlich fühlte ich mich auch gelegentlich dadurch gestört, doch im Ganzen muss ich der Blindheit danken, dass sie mich zu innigem Kontakt mit meinen Mitmenschen gezwungen hat (...).“ (Lusseyran 2021, S.63-64)

3.3 Begegnung mit sich selbst

Wenn wir die Augen schließen, spüren wir alle Regungen in und außerhalb von uns selbst viel intensiver. Wir sind weniger abgelenkt von Äußerlichkeiten und gezwungen uns mehr dem Inneren zuzuwenden. Wir kommen mehr ins Fühlen. Ein Mensch mit Blindheit oder einem beeinträchtigten Sehen hat demnach einen leichteren Zugang zu seiner inneren Welt. Er muss sich mit ihr befassen und kann ihr nicht so schnell entweichen. Er hat weniger Ablenkungsmöglichkeiten. In dieser „Chance“ verbirgt sich jedoch auch die Gefahr, dass der blinde Mensch sich völlig in sich zurückzieht und sich nur noch mit seiner eigenen

inneren Welt befasst. Diese innere Welt ist oftmals sehr phantasievoll und ureigen. Gleichzeitig bietet sie einen sicheren Ort, in den niemand eindringen kann.

„Die Welt, die sich dem Blinden dann auftut, ist gefährlich, denn sie ist beruhigender als alle Worte, und sie ist schön. (...) Ich selbst habe diese verzauberte Welt kennengelernt. Ich habe mich oft dorthin zurückgezogen. Ich habe mich in ihre Träume gehüllt. Ich liebte ihr Schillern, ihre mütterliche Wärme, ihre außergewöhnliche Freiheit, ihre Illusion über das Leben. Doch ich bin – Gott sei Dank – nicht in ihr geblieben. Denn dies ist ein abgekapseltes und in sich verschlossenes Leben, es ist nicht das echte innere Leben, sondern sein Zerrbild.“ (Lusseyran 2021, S.58-59)

Ein gesundes Gleichgewicht Finden zwischen der inneren und der äußeren Welt ist demnach von größter Bedeutung. Dies gelingt indem ein blindes Kind möglichst viele Gelegenheiten bekommt, der äußeren Welt zu begegnen. Es braucht den Anderen, der ihm die Welt zeigt, der es sieht, der es hört, der ihm Anerkennung schenkt und es annimmt. Und der es auch mal zulässt, dass es sich in seine eigene Welt zurückziehen darf.

Es gibt dich

*Dein Ort ist
wo Augen dich ansehen.
Wo sich Augen treffen
entstehst du.*

*Von einem Ruf gehalten,
immer die gleiche Stimme,
es scheint nur eine zu geben
mit der alle rufen.*

*Du fielest,
aber du fällst nicht.
Augen fangen dich auf.*

*Es gibt dich
weil Augen dich wollen,
dich ansehen und sagen
daß es dich gibt.*

Hilde Domin

4. Wie können Eltern „sehen“ lernen?

4.1 Mein Anliegen in der Arbeit mit Eltern

In meiner Arbeit mit den Eltern geht es mir immer weniger um die Vermittlung von rein pädagogischen Inhalten, sondern vielmehr um die Beziehungsgestaltung zwischen Eltern und Kind. Die Haltung gegenüber ihrem Kind ist ausschlaggebend dafür, ob das Kind sich für Neues öffnet und bereit ist zu lernen.

Mein wichtigstes Anliegen bei meiner Arbeit ist es, den Eltern die Erfahrungswelt ihres Kindes näherzubringen. Indem sie ihr Kind wirklich „sehen“, so wie es ist, können sie empathischer auf es eingehen und eine vertrauensvolle Bindung zu ihm aufbauen.

Da ich die Erfahrung machen durfte, dass Menschen vor allem das integrieren, was sie mit ihrem eigenen Körper erleben und fühlen konnten, versuche ich vermehrt den Eltern Selbsterfahrungsangebote zu machen, mit denen sie die Perspektive ihres Kindes besser verstehen lernen. Gleichzeitig achte ich auf meine eigene Haltung gegenüber den Eltern. Ich möchte ihnen die Werte nah bringen, die auch in ihrer Haltung gegenüber dem Kind Wunder bewirken können.

Es handelt sich dabei um folgende Werte:

- **Achtsamkeit:** ich höre achtsam zu, ich beobachte und handele in achtsamer Bewusstheit, ich bekomme mit, was bei mir los ist, ich vermittele den Eltern, wie sie achtsamer mit sich und ihrem Kind sein können;
- **Präsenz:** wenn ich mit Eltern rede, bin ich ganz bei ihnen, ich spüre, was während dem in mir vorgeht, und reagiere aus dem heraus;
- **Empathie:** ich versuche, ein Gespür von der Welt der Familie zu bekommen, und zu fühlen was die Eltern in ihrer besonderen Situation erleben;
- **Wertfreie Annahme von dem was ist:** ich versuche eine nicht wertende Haltung gegenüber den Eltern einzunehmen, auch wenn einiges nicht meinen Wertvorstellungen entspricht, ich bleibe freundlich und warmherzig, Ziel ist immer eine gute Lösung für das Kind zu finden;
- **Ressourcenorientierung:** ich knüpfe an die Ressourcen und an die Stärken an, die Eltern mitbringen; Ziel ist, sie in ihren Fähigkeiten und in ihrem Vertrauen auf die eigenen Kompetenzen zu stärken;
- **Authentizität:** ich bleibe ich selbst, ich drücke aus, was mich bewegt, ich sage auch wenn etwas für mich gerade nicht geht;
- **Die Würde des anderen ist unantastbar:** selbst, wenn ein Verhalten für mich überhaupt nicht geht, versuche ich mein Gegenüber immer als Mensch zu betrachten, und ihn in seiner Würde zu respektieren.

4.2 Ein Beispiel aus der Praxis: Lea

Lea ist ein kleines 2,5-jähriges Mädchen. Sie leidet unter dem West-Syndrom. Dabei handelt es sich um eine seltene Säuglings-Epilepsie, die vielfältige Ursachen haben kann. Häufig liegen dem Syndrom organische Hirnschäden zugrunde. Bei Lea ist vor allem der Bereich des Gehirns betroffen, der für das Sehen zuständig ist. Die visuellen Eindrücke können vom Gehirn nicht verarbeitet und entschlüsselt werden, man spricht hier von kortikaler Blindheit.

Auch ihre Motorik ist betroffen, sie kann noch nicht selbstständig sitzen oder sich fortbewegen. Sie bewegt sich jedoch viel, dreht sich vom Rücken auf den Bauch und versucht, immer wieder in den Sitz zu kommen. Durch das mangelnde Gleichgewicht sackt sie dann wieder zusammen. Da sie noch nicht spricht, beschränken sich ihre Ausdrucksmöglichkeiten auf die Körpersprache und einzelne Laute.

Ich habe Lea vor einem Jahr kennengelernt. Eine Frühförderstelle hat sie bei uns im Zentrum gemeldet, da sie keinerlei visuelle Reaktionen bei ihr feststellen konnten. Seitdem fahre ich wöchentlich zu Lea nach Hause, um ihr ein Frühförderangebot mit dem Schwerpunkt „Sehen“ zu machen. Da das Gehirn des Kleinkindes noch sehr plastisch ist und es demzufolge das Sehen erlernen kann, gilt es jetzt ihr so viele visuellen Stimuli anzubieten wie nur möglich. Gleichzeitig geht es auch um die Förderung aller anderen Sinne.

In die Förderung beziehe ich immer die Eltern aktiv mit ein. Die Beratung der Eltern steht für mich an oberster Stelle, da diese als ständige Begleiter des Kindes am meisten bewirken können.

Die erste Begegnung mit den Eltern ist sehr offen und freundlich. Die Eltern freuen sich über die Unterstützung, haben aber gleichzeitig sehr hohe Erwartungen an mich als Counselor. Sie erhoffen sich, dass durch die Förderung ihr Kind bald wieder sehen wird, und sie sich genauso entwickeln wird wie andere Kinder. Sie haben viele Fragen und wollen alles genau wissen. Ich merke bei mir, dass sie in mir Druck auslösen. Ich würde nie ihren Erwartungen entsprechen können. Ich kenne die Auswirkungen dieses Syndroms und weiß, dass das Mädchen sich anders entwickeln wird. Ich versuche jedoch ruhig zu bleiben, durchzuatmen und erstmal einfach nur zuzuhören. Ich lausche zwischen die Zeilen, und spüre einen großen Leidensdruck. Seit Monaten kämpfen diese Eltern für ihr Kind, und hoffen einfach nur, dass sie sich bestmöglich entwickeln wird. Natürlich klammern sie sich an alles was Hoffnung gibt. Ihre Hoffnung und ihr Optimismus geben ihnen Kraft um weiterzumachen. Diese Haltung ist eine ihrer größten Ressourcen.

Bei den nächsten Hausbesuchen geht es mir darum, die Familie besser kennenzulernen. Ich habe vor allem Kontakt mit der Mutter. Ich höre zu, lasse die Mutter mir die Geschichte ihrer Tochter erzählen und bestärke sie in den Schritten, die sie bis jetzt unternommen hat. In der Wohnung gibt es unglaublich viel Spielzeug. Die Mutter hat für alle Förderbereiche Spielzeug und Materialien besorgt, und versteht nicht, warum ihr Kind nicht damit spielen möchte. Lea greift noch nicht nach Gegenständen und möchte grundsätzlich nichts anfassen.

Behutsam versuche ich der Mutter zu erklären, warum Lea noch nicht greift. Ich versetze sie in die Position der Tochter. Ich sage ihr sie solle die Augen schließen, führe sie in den Raum und bitte sie mir zu sagen, nach was sie jetzt greifen möchte. Sie kann es mir nicht sagen, sie weiß ja nicht was sich gerade um sie herum befindet, warum sollte sie um sich greifen?

Ich schlage vor einen „Little Room“ (*nach Lilli Nielsen*) für Lea einzurichten. Der „Little Room“ ist ein kleiner geschlossener Raum, in den man verschiedene Materialien mit taktilen, visuellen und akustischen Anreizen befestigt. Die Materialien sind so befestigt, dass das Kind, wenn es im Raum liegt, durch seine Arm- und Beinbewegungen die Gegenstände zufällig berührt. Ziel ist, dass das Kind durch seine Eigenbewegungen mit den Gegenständen in Kontakt kommt und dazu angeregt wird diese zu erforschen. Mit Einverständnis der Mutter, richte ich einen „Little Room“ ein, und bringe ihn zu Lea nach Hause.

Lea reagiert sehr gut beim ersten Mal in ihrem kleinen Raum. Ich schlage der Mutter vor, dass sie bis zu unserem nächsten Treffen, Lea täglich in den kleinen Raum legt und sie den Raum erforschen lässt. Bei unserem nächsten Treffen muss ich feststellen, dass die Mutter den kleinen Raum weggeräumt hat. Sie sagt, Lea würde ihn nicht mögen, sie würde weinen, wenn sie hinein gelegt wird. Ich spüre bei mir Enttäuschung und auch Frust, da ich das Gefühl habe, dass die Mutter der Sache keine Chance gibt. Ich versuche ihr noch einmal die Vorteile des kleinen Raumes zu erklären und schlage vor, dass wir es noch einmal gemeinsam probieren. Aber sie will nicht. Ich nehme es an und suche gemeinsam mit ihr nach weiteren Fördermöglichkeiten.

Solche Abwehrreaktion kommt mehrmals von der Mutter bei Förderangeboten. Sie zeigt die gleiche Haltung gegenüber Ärzten, sowie gegenüber der Physiotherapeutin.

Ich bleibe freundlich und warmherzig, versuche jedes Mal erneut auf sie einzugehen und an dem anzuknüpfen, was sie vorschlägt. Es ist nicht leicht für mich, diese Haltung der Mutter ohne Wertung hinzunehmen. Ich versuche, mich in sie hineinzusetzen und zu verstehen, warum sie so reagiert. Hat sie Angst die Kontrolle zu verlieren? Hat sie Angst als Mutter zu versagen? Ich weiß es nicht. Vielleicht ist es aber auch nur nicht verständlich genug, warum wir das anbieten. Mir wird immer klarer, dass die Eigenerfahrungen der Mutter sehr hilfreich sein könnten. Wenn sie mit ihren eigenen Sinnen fühlen lernt, kann sie möglicherweise ein neues Gefühl für ihre Tochter entwickeln.

Lea bleibt weiterhin sehr passiv. Mit ihren Händen berührt sie ihren eigenen Körper, schreckt aber vor Gegenständen zurück. Die Mutter wird ungeduldig und möchte, dass ihre Tochter endlich greifen lernt. Sie drückt Lea wahllos Gegenstände in die Hände, alle paar Sekunden etwas anderes. Dabei schüttelt sie die Hände der Kleinen hin und her, und sagt ihr ständig, sie solle doch jetzt greifen.

Ich stoppe die Mutter, und versuche ihr verständlich zu machen, wie sich dies für das Kind anfühlen mag. Ich schlage ihr vor, die Augen zu schließen, und wiederhole das Gleiche mit ihr, was sie eben mit Lea gemacht hat. Dann ändere ich meine Handlung, und bleibe bei einem Gegenstand. Ich nehme sanft ihre Hände, und erforsche mit ihr gemeinsam diesen einen Gegenstand, ganz langsam und behutsam. Ich wünsche mir, dass sie die Neugierde spürt, die es braucht um einen Gegenstand entdecken zu wollen. Beim „Greifen“ geht es um mehr als nur um die motorische Ausführung. Es geht um das Erleben.

Die Hände ermöglichen dem Kind einen weiteren Zugang zu seiner Welt. „Greifen“ unterstützt das Kind beim „Begreifen“ seiner Welt. Dazu braucht es Neugierde und eigene Motivation um mehr zu erfahren. Die Eigenbewegungen sind zentral. Bei Lea sind es die ganz kleinen Eigenbewegungen, die entscheidend sind. Ich mache die Mutter auf diese kleinen Bewegungen aufmerksam und ermutige sie, diese zu unterstützen. Auch wenn es für die Mutter noch schwierig ist geduldig zu bleiben, spüre ich, dass sie etwas Neues verstanden hat. Die Eigenerfahrungen helfen ihr, den Blick auf ihre Tochter zu verändern.

Lea entwickelt sich in kleinen Schritten, in ihrem ganz eigenen Tempo. Für ihre Eltern ist es schwierig das Tempo ihrer Tochter anzunehmen und darauf zu vertrauen, dass sie ihren Weg finden wird. Sie sind mitten in einem tiefgreifenden Prozess zur Verarbeitung der Beeinträchtigung ihres Wunschkindes. Obwohl dies nicht mein erster Auftrag in der Familie ist, versuche ich, sie in den verschiedenen Phasen dieses Prozesses zu verstehen und zu unterstützen. Ich bemühe mich immer wieder darum, die Einzigartigkeit ihres Kindes zu unterstreichen. Ich vermittele, dass es diese Einzigartigkeit des Menschen ist, die unsere Welt bunt werden lassen.

5. Fazit und Ausblick

Lange Zeit habe ich mich gefragt, was ich denn jetzt anders mache in meiner Elternarbeit. Ich konnte es nicht wirklich in Worte fassen, inwiefern die Ausbildung zur Begegnungstherapeutin meine tägliche Arbeit beeinflusst hat. Im Prozess des Schreibens der Graduierungsarbeit wurden mir die Veränderungen jedoch immer klarer. Mittels der

Erfahrungen, die ich durch die Körperarbeit und mein eigenes Erleben ansammeln konnte, hat sich vieles in mir verändert. Einiges in mir konnte heilen, und ich bin offener und einfühlsamer gegenüber anderen Menschen geworden. Meine innere Haltung hat sich gewandelt und ich kann die Welt mit anderen Augen sehen.

Die innere Haltung, die Art und Weise zu sein, sind wesentlich in der Gestaltung guter Elternarbeit. Was ich wahrhaftig lebe, kann ich auf mein Umfeld übertragen. Es ist eine große Herausforderung für mich, dieses Wissen in meine tägliche Arbeit einzubauen. Häufig traue ich es mir noch nicht so richtig zu. In kleinen Schritten versuche ich dennoch immer wieder bewusst Elemente davon einzufügen.

In diesem Beitrag habe ich mich vor allem auf die Arbeit mit Eltern konzentriert. Da ich jedoch auch viel mit LehrerInnen und ErzieherInnen in den Schulen zusammenarbeite, ist es mir ein Anliegen, auch in diesem Bereich mein neuerworbenes Wissen in die Beratungsarbeit einfließen zu lassen.

Darüber hinaus planen wir in unserem Kompetenzzentrum, Eltern-Kind Gruppen zu bilden, die sich vor allem an Eltern mit Kleinkindern richten. Damit soll ein Ort geschaffen werden, an dem Eltern Eigenerfahrungen mit ihren Kindern erleben können, ebenso wie sie sich mit anderen Betroffenen austauschen können.

Nach und nach verändert sich meine Arbeit, manches davon passiert bewusst, manches unbewusst. Tiefgreifende Veränderungen brauchen Zeit. Wenn ich lerne zu vertrauen, werden sich sicherlich noch weitere Türen öffnen.

6. Literaturverzeichnis

Domin, H.; Hrsg: Herweg, N.; Reinhold, M.: Sämtliche Gedichte. 4. Auflage Frankfurt am Main 2010.

Lusseyran, J.: Das wiedergefundene Licht. Die Lebensgeschichte eines Blinden im französischen Widerstand. 17. Auflage Stuttgart 2021.

Nielsen, L.: Das Ich und der Raum. Aktives Lernen im „kleinen Raum“. Würzburg 1993.

Sarimski, K.; Lang, M.: Frühförderung blinder Kinder. Grundlagen für die Arbeit mit blinden Kindern und ihren Familien. Würzburg 2020.

Soesman, A.: Die zwölf Sinne. Tore der Seele. 3. Auflage Stuttgart 2011.

Zusammenfassung

Diese Arbeit befasst sich mit der Gestaltung der Elternarbeit in der heilpädagogischen Frühförderung, mit dem besonderen Augenmerk auf Kinder mit Blindheit oder einem beeinträchtigtem Sehen. Die Autorin beschreibt, wie sie die Begegnungstherapie, basierend auf den 12 Sinnen nach *Rudolf Steiner*, in ihren heilpädagogischen Alltag mit einfließen lässt. Dabei erläutert sie die Bedeutung der 12 Sinne für die Entwicklung des Kindes, und beleuchtet vorwiegend den Aspekt des Sehsinns. Gestützt auf ein Praxisbeispiel, verdeutlicht sie, wie sie Eltern auf ihrem Weg begleitet und ihnen dabei hilft ihr Kind mit allen Sinnen „sehen“ zu lernen.

Biografische Notiz

Name: Michelle Hilger
Wohnort: Junglinster
Fachrichtung: Integrale Begegnungstherapie
LehrCounselor: Hannah Schell
LehrTrainer: Hannah Schell



IHP Bücherdienst * Schubbenweg 4 * 52249 Eschweiler
Tel.: 02403 4726 * Fax: 02403 20447 * eMail: office@ihp.de
www.buecherdienst.ihp.de
IHP Manuskript 2209 G * ISSN 0721 7870
2022

